



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Germanen und Sueven. Wir nennen unsere Vorfahren die alten Germanen und berufen uns auf Tacitus, obgleich dieser Römer einmal ganz harmlos bemerkt, der Name Germania sei neu, und erst kürzlich aufgefunden. Eine gemeinverständlich gehaltene Geschichte der Germanen bis zum Tode Cäsars von Johannes Pesch (Paderborn, 1911; Bonifacius-Druckerei) gibt uns Anlaß, auf die Streitfrage zurückzugreifen, die hiermit verknüpft ist. Peschs Arbeit, mit Fleiß und Liebe zum Stoff durchgeführt, meint nach Watterich, daß die Germanen sich selbst so bezeichneten; es sei ein deutscher heimatlicher Name, den die Gallier zwar aufgegriffen, aber nicht gegeben hätten. Dem stehen drei hauptsächlichliche Einwendungen außer der Tacitusstelle gegenüber: die ältere Literatur germanischer Herkunft kennt den Namen nirgends, die Völker des nichtrömischen Germaniens führen den Sammelnamen Sueven, der selbst die Schweden (Suiones) mit umfaßt, und die Bewohner Galliens, die Kelten, nannten ursprünglich noch andere Fremdnachbarn „Germani“, so die iberischen Dretaner in Spanien. Sogar Ariovist, der germanische Bezwinger Mittelgalliens, wird später als ein König der Sueven definiert. Hält man sich an diese tatsächlichen Angaben, nimmt man hinzu, daß wir den Römern die meisten Umfassungsbegriffe (Italia, Afrika, Gallia, Britannia, Hispania, Asia Minor) verdanken, dann ergibt sich für Germanen und Sueven die Scheidung beinahe von selbst. Cäsar begnügt sich noch mit der gallischen Denkweise, er nimmt sie auf und macht den Namen Germania dadurch für den nichtgallischen Osten maßgebend. Die Kaiserzeit unterwirft hier also lauter Germanen; auch als der Rimes vollendet ist, wird der Anspruch auf die „übrigen Germanen“ weiter öffentlich festgehalten. Man verleiht dem Reich daher keine Sueven ein, um sie zu Germanen zu machen, sondern gibt sich den Schein, nur Germanen zu kennen. Der Triumphalsname Suevicius, zu dem mehrmals Anlaß gewesen wäre, wird vermieden. Es konnte nicht aus-

Grenzboten III 1911

bleiben, daß die Suevenvölker das Verfahren erkannten und bei Konflikten mit Rom hervorkehrten, daß sie eben keine Germanen seien, es auch nicht sein wollten. Beim Zurückweichen der Rimesgrenze kommt Suevia (Schwaben) als neuer Landschaftsname im engeren Sinne auf, gleichsam ein später Protest, ehe die Völkerwanderung hier überall neue Mischungen und Namen schuf. Genug, die deutschen Stämme zur Römerzeit und darüber hinaus hießen bei ihren nichtrömischen Nachbarn im Norden, Osten und Süden die Sueven, und ein paar um das unerfessliche Wort „Germanen“ nun hange werdende Philologen sind denn auf den Einsall geraten, Sueve als das slavische Wort svobod (= der Freie) zu nehmen. Lieber ein völkerpsychologisch unmögliches Kompliment, als das Argernis des Tatbestandes! C. U.

Psychologie

Das Weltbild des kleinen Kindes. Wenn der Erwachsene sich irgend ein Stück der Wirklichkeit vorstellt, eine Gegend, eine Straße, Personen, so wird er sogleich gewahr, wie die Welt ihm so ganz Bild und Laut geworden ist, ja oftmals bloßer Begriff! Bilder und Töne schweben aus der Ferne auf ihn zu, vielleicht noch Düste, aber jene Sinne, die unsere Person selber näher an die Objekte binden, das Tastgefühl, das unserer Erinnerung die Welt als hart und weich, als trocken und feucht aufbewahrt, und gar der Geschmack, der sich überhaupt nur sehr weniger Gegenstände durch eigene Erfahrung bemächtigt hat, schweigen fast völlig.

Anders verhält es sich beim Kinde. Ihm erscheint, wenn es zur Welt erwacht, zuerst alles völlig als Nahrung, als Schmeckbares, und das Sichtbare und Hörbare sind jenem weit untergeordnet und als Vereinzeltetes empfunden. Nach dieser ersten Periode aber ist es eine Weile der Tastsinn, der die Welt vermittelt, alles erscheint dem Kinde dann unter der Beziehung des Greifbaren, Räumlichen, Körperlichen, und die Ungreifbarkeit des Bildes und vielleicht selbst der Töne ist ihm ein Rätsel. Daß ganz kleine Kinder im Säuglingsalter

alles zum Munde führen wollen, ist allgemein bekannt, und zwar natürlich ebenso körperliche Gegenstände als solche, die sich gar nicht greifen lassen, z. B. einen Lichtreflex auf einem glänzenden Bilderrahmen. Alles, was ist, muß geschmeckt werden können, so etwa empfindet die kindliche Seele. Daß das Kind dabei die Gegenstände, die es für Nahrung hält, auch ergreifen muß, um sie in den Mund zu bringen, ist nur eine nebensächliche Erfahrung, die für seine Beziehung zur Welt noch nicht wesentlich ist, sondern mechanischen und unbewußten Charakter hat. Auch beobachtet man bei ganz kleinen Kindern, etwa bis zu einem halben Jahre, daß sie, wenn sie hungrig sind, einfach das Mäulchen weit offenstehen lassen, ohne daß etwas zum Ergreifen und In-den-Mund-Führen da wäre. Daß aber das Kind diesen Nahrungskarakter der Welt selbst in etwas späterem Alter noch empfindet, dafür habe ich in meiner eigenen Kinderstube den Beweis erlangt, indem das kleine Söhnchen zwischen einhalb und eindreiviertel Jahren, obgleich es äußerlich schon auf der nächsten Stufe stand und nichts Unehbares mehr zum Munde führte, doch unzweifelhaft verriet, daß es innerlich noch jenes Weltbewußtsein des Unschmeckbaren in sich trage. In meinem Buche „Das Kindlein“ (Frauenverlag, München-Grünwald) steht darüber folgende kurze Bemerkung:

„Nemisch verhielt sich das kleine Sternchen, wenn man es näher nach seiner Identität ausforschen wollte. Wenn man etwa fragte: ‚Sternchen, wo bist du?‘, so sagte es: ‚Da bin ich‘, und breitete seine Arme aus; wenn man es aber näher anging, etwa: ‚Wo ist denn das Sternchen, wer ist es denn?‘, so riß es, so weit es konnte, sein kleines Mäulchen auf und zeigte mit dem Fingerchen hinein auf die Zunge. Kein Zweifel, daß es sich selbst als das schmeckende Ich empfand, — zum Unterschied von einer späteren Zeit, wo es vielleicht ohne Biererei die Hand auf sein klopfendes Herzlein legen wird.“

Mit dem vollendeten zweiten Jahre des Kindleins ging diese Art Weltbild, wo Schmeckbares vorherrscht, auch innerlich, soweit es sich erkennen ließ, vollständig verloren. Die höheren Sinne, Auge und Ohr, waren nun genügend geschärft, um im allgemeinen als äußere Wegweiser zu dienen, und hatten eine

Fülle von Erfahrungen in dem Kinde aufgestapelt. Doch waren jene Erfahrungen, wie eine unbekannte Bilderschrift, zum großen Teil noch unentziffert; noch war das Tastgefühl unendlich innig mit Gesicht und Gehör verknüpft, und der Kampf, sich von ihnen abzuheben und endlich ganz loszulösen, füllte in unermüdlichen kleinen täglichen und stündlichen Gesechten die nächsten zwei Lebensjahre des Kindes aus. Am Anfang des dritten Jahres wurde er noch stumm und mit völliger Ohnmacht geführt. Es gab nur eine äußere Wirklichkeit, nämlich die körperliche, tastbare, und jede gegenteilige Erfahrung wurde völlig ungläubig aufgenommen und einfach nicht verwertet. Das Kind steckte sein Näschen ins Bilderbuch und bildete sich ein, an den Blumen darin zu riechen; es verlangte die Uhr von dem Plakat und merkte es sich nicht, daß man sie ihm niemals geben konnte. Doch endlich wurde es aufmerksam, und das Rätsel der Abbildung beschäftigte es zwischen zweieinhalb und dreieinhalb Jahren in intensivem Studium. Wo es nur ein Bild, ein Blatt mit irgendwelchen Linien in die Hand bekam, forschte es dem Unbegreiflichen nach. Zuerst nahm es ein Bild mit seinem ganzen Inhalt noch als volle Wirklichkeit, doch fiel ihm ihre Beschränktheit auf. Auf einem Bilde war ein Walb, ein Wolf darin und im Hintergrund ein Jäger. Es wunderte sich, warum der Wolf nie fortginge, der Jäger nie schöffe. Auf einem anderen Bilde schoß ein Jäger, am Sumpfe stehend, seine Flinte ab; wir sagten ihm, er ziehe auf Enten. „Wo sind die Enten, ich sehe sie nicht!“ Es wendet das Blatt um, — da sind die Enten auch nicht. Von nun an dreht es alle Bilder um. Es fällt ihm auf, daß die Personen im Profil nur ein Auge haben, daß vielen ein Arm oder ein Bein fehlt. Ein Hund mit versteckten Pfoten wurde deshalb lange von ihm mit tiefstem Mitleid bedauert. Daß wir ihm sagen, diese Gliedmaßen fehlten nicht, sie seien nur unsichtbar, nimmt es dafür, sie seien irgendwo versteckt, und es findet nun des Suchens und Wendens erst recht kein Ende. Das Zimmer wird frisch gemalt, mit goldenen Festons am oberen Fries, mit einem Lorbeerfranz und goldenen Beeren an der Decke. Es schaut dem Maler bei seiner Arbeit zu und ist trotzdem überzeugt, daß er die Kränze

wirkliche, nur aufgehängt habe, es bittet wiederholt um die goldenen Kugeln zum Spielen. Nach und nach gereizt durch so viel unbegreifliches Versagen unsererseits, experimentiert es bewußt. Es fragt, warum die Blumen an einer anderen Tapete nicht verwelken; es bittet hartnäckig um einen Strauß davon, und als wir ihm immer wieder sagen, er sei ja gemalt, wird es endlich zornig und ruft: „Er soll aber nicht gemalt sein!“

Endlich hat es begriffen, daß es mit den gemalten Dingen eine besondere Bewandnis habe, daß man sie jedenfalls nicht bekommen kann. Über einen Tierbilderbogen gebeugt, fragt es oft, wo die Wohnungen dieser Tiere seien, wo ihr Wald sei, und, wenn er nicht da sei, wer sie aus ihrem Wald heraus hierher gebracht habe. Und so bei den Blumen der Tapete, wer sie dort angebracht habe, und warum. Die dargestellten Dinge dünken ihm nun nimmer in ihrem natürlichen Sein befindlich, sondern verbannt, mit Gewalt an den Ort des Bildes geschleppt. Sie erscheinen ihm noch plastisch, aber — nach einer viertel-jährigen Beobachtung entdeckte ich es erst — sie scheinen ihm angeklebt! Das Wort „malen“ hatte es sich offenbar als ankleben zurechtgelegt. So wie ich das begriffen und das Zauberwort gefunden habe, bedient auch das Kindlein sich dieses Ausdrucks und fragt nun einfach bei jedem Bilde, wer dieses Ding dahin geklebt habe; daß es dabei noch tausend Ängste ausstehen muß, für Kinder, die verhungern müssen, für Wüben, die ewig geprügelt werden, ist selbstverständlich. Und schon greift es nach der Möglichkeit, dem Bilde nicht ganz zu glauben und es für eine flüchtigere Realität gegenüber der wahren, beständigen zu halten. Das Struwelpeterbild (das ihm sehr unpädagogischerweise in die Hand fällt) mit den vom Brande allein übrig gebliebenen Schuhen des unfolgsamen kleinen Paulinchens erfüllt es mit tiefem Entsetzen; meinen Trost, daß das Paulinchen jetzt nimmer verbrannt sei und in Wien wohne, nimmt es bebend an, nicht ohne sich fest vorzunehmen (offenbar zur Kontrolle, ob das Paulinchen nicht doch etwa verbrannt sei), es nächstens in Wien zu besuchen. Solche Auswege möchte es sich, mit dreieinhalb Jahren, obgleich halb ungläubig, überall suggerieren lassen, wo ihm die volle Realität

einer Darstellung zu schrecklich wäre. Der nächste Schritt ist es nun, jedes Bild, sowie auch jede Erzählung, durchaus nur als Bericht eines wirklichen, nicht gerade in der Vergangenheit liegenden Geschehens, als Darstellung einer wirklichen, fernen Person aufzufassen; damit aber wäre die Stufe, auf welcher der ungebildete Geist auch des Erwachsenen im allgemeinen steht, erreicht, der auch jede Geschichte für wahr und jedes Bild für ein Porträt hält, und, von der Forderung dieser „Wahrhaftigkeit“ aus, sich höchstens zu der Kritik der „Verlogenheit“, wenn ihm ein Märchen gar zu bunt wird, aufschwingen kann. Die Einsicht von der Idealtät des künstlerischen Gegenstandes kann also beim Kinde schon nicht mehr durch bloßes natürliches Reiferwerden, sondern nur durch Bildung erlangt werden.

Indessen hat es diesen Schritt noch nicht getan; noch hält es die Abbildung selber lange genug für plastische Wirklichkeit. Doch schon scheint mir, als es dreidreiviertel Jahre zählt, eine ganz leise Koketterie mit alten Fertümern darin zu liegen, wenn es, im Jubel über ein neues Kleid mit einer Sternenhorte, fragt: „Woher hast du die Sternlein? Hast du sie vom Himmel geholt?“ Auch sieht man ihm an, daß es eine Kapitulation aus vielen Belehrungen ist, wenn es endlich einmal beim Anblick pulverisierter Bronze ausruft: „Das ist gar kein wirkliches Gold, das ist nur Farbegold!“ Es ist, als wäre es einem längst gesuchten Betrug auf der Spur! Doch selbst aus dieser Bemerkung läßt sich noch rückwärts schließen, wie lange ihm jeder Anblick, z. B. der eines goldenen Streifens, ein plastisches Gebilde bedeutete. Im Augenblick solcher Erkenntnisse schießt es übrigens sofort über das Ziel hinaus. Es hat ein weißes Mützchen mit einem von einer älteren Freundin schön mit blauer Seide hineingestickten Monogramm. Man sagt ihm, daß diese Buchstaben seinen Namen bedeuten. Das Kind, da es nun einmal glaubt, daß Erwachsene auf Bildern mancherlei sehen, was es nicht sieht, z. B. die Enten des Jägers, behauptet von nun an, im Mützchen sei ein blauer Adalbert Sp. — obwohl es in diesem Fall doch wissen muß, daß die Parallele zwischen Original und Monogramm nur eine abstrakte sein kann, von Identität gar nicht zu reden. Es überstürzt

sich. Wie es bisher im Bilde nur die Wirklichkeit sah, so glaubt es jetzt selbst im Unwirklichen, Abstrakten, in der Schrift, in irgendwelchen Zeichen ein Bild verborgen. In diesem Stadium, erschüttert in dem Glauben an die Realität, ja selbst an die Vollständigkeit seiner Beobachtungen, ist es auch sonst jeder Täuschung zugänglich: Man könnte in seiner Gegenwart behaupten, den „schwarzen Mann“ zu sehen, und es würde nicht daran zweifeln — abgesehen davon, ob es sich daraufhin selbst einbildete, ihn zu erblicken oder nicht.

Doch mit dem letzten Beispiel kommen wir noch zu einer anderen Seite, von der aus das Kindlein gegen die Wirrnis ankämpfen muß.

In früherer Zeit scheint ihm einmal keinerlei Identität bewußt und jede Wiederholung oder Vielfältigkeit in Zeit und Raum etwas Neues und Fürsichseiendes gewesen zu sein. Es hatte eine sehr bevorzugte Freundin Hilde, welche oftmals vor seinen Fenstern vorbeilief. Natürlich erkannte es sie unter jeder Bedingung. Eines Sonntagmorgens, das Kindlein war etwa eindreiviertel Jahre alt, kam das kleine Mädchen zweimal hintereinander, doch einmal im gewohnten Alltagskleid, einmal im Sonntagspuz am Fenster vorüber, wo das Kindlein stand; beim zweitenmal wendete es sich zu uns und sagte: „Auch diese Hilde hab ich gern.“ Ähnliche Beweise eines mangelnden Identitätsbegriffes gab es uns damals noch öfter. Sein frühzeitiges und exaktes Sprechen erleichterte solche Beobachtungen ganz besonders.

Indessen scheint diese Trennung des Identischen schon eine höhere Stufe gegenüber einer ersten Zeit gewesen zu sein, wo ihm alles, was sich irgendwie ähnlich war, das gleiche und nämliche schien. Es ist kein Zweifel, daß dem einjährigen, eben stammelnden Kinde jedes Pferd und jeder Hund, der ihm auf der Straße begegnete, Pferd und Hund schlechtweg schien, ohne Bezug auf Einheit oder Vielheit, so wie für uns der reine Begriff außerhalb der Zahl schwebt. So pflegte es auch von frühester Zeit an sämtliche Madonnen, Aphroditen usw. im Zimmer, obwohl es jede einzelne für sich stets wiedererkannte, „Mama“ zu nennen, sie also mit seiner Mama begrifflich zu identifizieren. (Eine wirkliche andere Frau nannte es nie „Mama“.) Und erst mit dreieinhalb Jahren fing es an, jede dieser Gestalten für sich „diese Mama“, zum Unter-

schied von der einen zu nennen. Und nur die Gewaltfameit, mit der es sich aus der Empfindung einer allgemeinen Identität lösen mußte, erklärt mir den Nachdruck und die Mühe, mit der es das Wörtchen „diese“ spricht. Auch erklärt sich daraus die Überstürzung in neuen Irrtum, indem es z. B. in einem Bilderbuch, das fortlaufend die Geschichte eines Bären erzählt, noch mit dreiviertel Jahren auf jeder Seite einen anderen, „diesen Bären“, zu finden glaubt. Es will auseinander halten, ordnen, erkennen! Übrigens ist es seltsam, wie sehr der Verlauf der Erkenntnisentwicklung nach rechts und links in Extreme abirrt, bis er endlich eine ruhige Bahn gewonnen hat!

Doch nun, da das Kindlein dem Wirklichen schon auf der Spur ist, und die geistreiche reine Welt des Auges ihm immer wahrer wird, bemüht es sich mit stets verstärkter Energie, aller Täuschung zu enttrinnen und jedes Rätsel zu lösen. In der Tramway von unserem Hause wegfahrend, bemerkt es staunend, daß die Häuser der Straße alle zu unserem Hause hinausliefen; aufs glitzernde Bächlein deutend, fragt es: „Ist das die Spiegelsonne?“ Und wo der Felsenvorsprung die Flut des Baches bricht und das Kind wie auf einer Brücke über den Wellen schwebt, fragt es: „Wohin fließt der Fels? Hinauf oder hinunter?“ Oder indem es über die Schatten der Baumstämme, die schwarz auf dem Wege liegen, tritt, forscht es nach ihrer Natur, denn es merkt bereits, daß, wo für das Auge dieses Dunkle, Balkenartige ist, für die Sohle nichts vorhanden ist. Zugleich fragt es freiwillig nach der Zahl weniger beisammenstehender Menschen oder Bäume, und mit einem allgemeinen, unermüdlichen „Warum? warum?“ sucht es einzudringen in das Innere jedes Seins und Geschehens, um alles recht aus dem Chaos zu lösen, das es solange und so geheimnisvoll umschlungen hielt. Erika Rheinsch-Brünn

Literatur

Zu „*Storms Märchen*“. Der unlängst in diesem Blatte veröffentlichte Aufsatz W. Mühlners „*Storms Märchen*“ gibt zu einigen Betrachtungen über das Märchen überhaupt Anlaß, die hier mitzuteilen vielleicht gestattet sein mag.

Das hohe Selbstgefühl, mit dem Theodor Storm, der von mir hochverehrte Lyriker und Novellist, von seinen eigenen Märchen spricht — es sind streng genommen nur drei, denn der auch von ihm selbst verurteilte „Hinkelmeier“ und der Scherz „Der kleine Hävelmann“ kommen nicht in Betracht — habe ich immer als ein Zeichen aufgefaßt, daß gerade Märchen seine Stärke nicht waren. Was einem schwer fällt, schätzt man bekanntlich am meisten. Die drei Märchen Storms zeigen trotz hoher poetischer Vorzüge (Stimmungsmalerei, treffliche Naturschilderung, künstlerisch knapper Stil) keinen einheitslichen Märchencharakter. Storm hat es selbst gefühlt und erteilt eigentlich nur der „Regentrude“ den Titel Märchen. „Bulemanns Haus“ ist ihm eher „eine seltsame Historie“, „Der Spiegel des Cyprianus“ eine „Sage“. So verhält es sich auch. Und so ist denn im Grunde genommen keins von den dreien ein rechtes Märchen, denn in der „Regentrude“ läuft — wie schon Mühlner, wenn auch gar zu zaghaft, in besagtem Aufsatz andeutet — die Dorfgeschichte neben dem Märchenhaften einher, verbindet sich nicht mit diesem unlöslich, wie es von Rechts wegen in der Wunderwelt des Märchens doch sein soll.

Auch die Originalität der drei Geschichten ist anfechtbar. „Die Regentrude“ ist auf einem Volksmärchen, „Der Spiegel des Cyprianus“ auf einer Volks Sage aufgebaut, und „Bulemanns Haus“ weist unverkennbare Beeinflussung durch einen der Lieblingsdichter Storms, E. Th. A. Hoffmann, auf.

Hiernach ist es höchst befremdlich — nicht daß Storm diese drei Versuche so hoch einschätzen konnte, dies habe ich eingangs zu erklären versucht —, sondern daß er ein so absprechendes Urteil über Andersen fällen konnte, diesen Märchendichter von Gottes Gnaden, der Natürlichkeit mit sprudelnder Erfindungsgabe vereint und bei hoher Kunst des Vortrags Gemüt und Geist gleicherweise erquickt. Kein Geringerer als Jakob Grimm war es, der von Andersen Märchen sagte, daß viele davon ins Volk übergehen und zu wirklichen Volksmärchen werden würden. Auch schuf Andersen damit eine ganz neue Form, die vor ihm nicht da war, erwies also auch hierin eine ausgesprochene Originalität. Wie ganz anders eigenartig und verschwenderisch-

reich erscheint er als Märchenerzähler gegen Storm mit seinen drei einzig der Aneignung abgerungenen Produkten! Und was will es besagen, wenn Storm erklärt: es komme ihm beim Lesen der Andersen'schen Märchen immer so vor, als wenn der Dichter sich nur großmütig zur Jugend herabgelassen habe! Andersen trifft gerade den kindlichen Ton bewundernswert-mühselos, er erzählt nur ohne Anspruch frisch drauf los und ohne viel Brimborium darum zu machen.

Daß er nicht den Ton der Grimmschen oder Bechsteinschen Märchen nachzuahmen sucht, ist ein Vorzug und! ein Zeichen seines echten Künstlertums. Es war nicht sein Ton, und so vermied er ihn. Grimm und Bechstein erzählen ja nur — wenn auch höchst feinfühlig — das wieder, was Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund gegangen und sozusagen durch die Volksseele filtriert worden war. Diese Märchen bewußt nachzuahmen, würde so verkehrt sein, wie wenn ein Dichter der Jetztzeit — was allerdings vorkommt, dem Kundigen aber nur ein Lächeln abnötigt — ein „Lied im Volkston“ dichtet.

Und doch ist gerade in der Zeit, da Storm an Ruh und andere so stolz von seinem Märchenschaffen und geringschätzig von dem seiner Zeitgenossen schrieb, ein echter Märchendichter aufgetreten, der jene naive Empfindungsweise der Volksmärchenerzähler besaß und ihr kunstvoll Ausdruck zu geben verstand: Richard Leander. Sollte Storm die „Träumereien an französischen Kaminen“ — sie erschienen im großen Kriegsjahr und wurden draußen im Felde verfaßt, daher ihr Titel — nie zu Gesicht bekommen haben? Wenn aber, wäre es denkbar, daß er ihren richtigen Wert nicht erkannt hätte?

Auch Viktor Blüthgens „Hesperiden“ — erschienen 1878, aber schon Jahre vorher in Jugendblättern veröffentlicht — hätten einem so leidenschaftlichen Märchenliebhaber wie Storm eigentlich in die Hände kommen müssen. Das sind gleichfalls Erzeugnisse eines echten Märchendichters, der aus dem Vollen schöpft und in gar manchem seiner grazios-feinfühligsten, farbebesättigten Märchendichtungen die Gattung erweitert hat. Märchen wie „Allerseele Nacht“, „Der Totengräber“ — um nur einige zu nennen — schreibt ihm keiner nach.

So müssen denn meines Erachtens die von Mühlner mitgeteilten Äußerungen Storms nicht als lapidare Urteile, sondern als Ausflüsse vorübergehender Überschätzung des eigenen Könnens und Unterwertung des Könnens gleichzeitiger Märchendichter angesehen werden.

Georg Bötticher = Leipzig

Tagesfragen

Das Pelizäusmuseum in Hildesheim. Deutschland ist nicht arm an Altertums-sammlungen, sieht man von Italien und Griechenland ab, so ist es wohl reicher an Museen als irgendein anderes Land. Es verdankt dies in erster Linie dem Sammelseifer seiner Fürsten. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Münchener Sammlungen recht eigentlich Schöpfungen Ludwigs des Ersten, durch ihn begründet, nach seinem Heimgang kaum wesentlich vermehrt.

Alle diese Museen sind zu einer Zeit geschaffen, als das Zusammenbringen derartiger Schätze noch verhältnismäßig leicht war, als keinerlei Ausfuhrverbote den Antikenhandel beengten, die Preise mäßig waren und das Fälschergewerbe noch in den Kinderschuhen steckte.

Das Pelizäusmuseum in Hildesheim, das dieser Tage eröffnet wurde, ist unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen ins Dasein gerufen. Es ist das Werk eines Privatmannes, der vor etwa fünfundsiebzig Jahren zu sammeln begann: die Schätze, welche ihm den Vorrang vor den meisten anderen deutschen Sammlungen sichern, sind erst im Laufe der letzten sieben Jahre erworben.

Es wird den Leser interessieren, zunächst einiges über den Mann zu erfahren, der dieses großartige Werk geschaffen hat.

Herr Wilhelm Pelizäus entstammt einer alten Hildesheimer Familie. Nach beendeter Lehrzeit als Kaufmann verließ er im Jahre 1869 die Heimat und ging nach Ägypten. Bald gelang es ihm, in Kairo zu Wohlstand und hohem Ansehen zu kommen; heute kann man wohl behaupten, daß fast alle großen wohlgefestigten Unternehmungen im Niltal, soweit an ihnen deutsches Kapital beteiligt ist, unter seiner hervorragenden Mitwirkung begründet, ja zum Teil eigentlich sein Werk sind. Es genüge, die Delta-Eisenbahn und das Kombo-Unternehmen als Beispiele zu nennen.

Daß diese glänzende Wirksamkeit das Ansehen der deutschen Kolonie Kairo in hohem Maße gefördert hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Zu Beginn der achtziger Jahre begann Herr Pelizäus Antiquitäten zu kaufen; aus diesen Anfängen stammt eine Sammlung von ägyptischen Götterbronzen, wie sie heutzutage wohl überhaupt nicht mehr zusammenzubringen wäre. Seither sind die Geschäftsbeziehungen des Herrn Pelizäus zu den Kairener Antikenhändlern nicht wieder gelöst worden. Als dann im Jahre 1904 die ägyptische Antikenverwaltung das Gräberfeld an den großen Pyramiden von Gise ausländischen Forschern zur Freilegung überließ — Deutsche, Amerikaner und Italiener hatten sich darum beworben —, beteiligte sich Herr Pelizäus an der von der Leipziger Universität ausgesandten Expedition durch zwei Grabungsperioden, während eine dritte ausschließlich auf seine Kosten durchgeführt wurde. Das Ergebnis war eine Sammlung von Statuen des alten Reiches (um 2500 v. Chr.), der in Europa nur noch Paris und Berlin Ebenbürtiges zur Seite stellen können. Wenig später gelang es Herrn Pelizäus durch rasches Zugreifen, einen einzigartigen Fund antiker Abformungen hellenistischer Gefäße aus Edelmetall in seinen Besitz zu bringen.

Als sich im Jahre 1907 die Nachricht verbreitete, Herr Pelizäus beabsichtige, sich schon bei Lebzeiten von seiner schönen Schöpfung zu trennen und sie seiner Vaterstadt Hildesheim zu schenken, war das Aufsehen unter den Fachleuten, die die Sammlung mit Bewunderung und, wir wollen es eingestehen, mit einigem Neid hatten wachsen sehen, nicht gering. Entscheidend für diesen Schritt war der Wunsch des Herrn Pelizäus, selbst für die würdige Unterbringung, Verwaltung und Einrichtung Sorge zu tragen.

Zunächst galt es, die Stadtverwaltung zur Vergabe eines geeigneten Gebäudes und zur dauernden Begründung einer Direktorstelle zu bestimmen. Nachdem diese Schwierigkeiten behoben waren, gewann Herr Pelizäus in Herrn Dr. Rubensohn, den langjährigen Vertreter des Preussischen Papyrusunternehmens in Ägypten, einen Museumsleiter, der es verstanden hat, mit Hilfe der ihm von Herrn Pelizäus gewährten reichen Mittel und unterstützt von

seiner Gattin, Frau Rubenjohn=Oppler, die Sammlung in einer Weise aufzustellen, die kaum ihres Gleichen finden dürfte.

Es ist ein ehemaliges Waisenhaus, in dem die Schätze des neuen Museums untergebracht sind, ein kleiner hübscher Sandsteinbau, unmitttelbar hinter dem Römermuseum gelegen, mit dem es jetzt durch einen Anbau verbunden ist. Natürlich hat das Haus einem gründlichen Umbau unterzogen werden müssen, um seiner neuen Bestimmung gerecht zu werden. Das Gebäude ist an drei Seiten von gärtnerischen Anlagen umschlossen, dadurch ist den Sammlungsräumen reichlich Licht und eine sicher über den Bedarf der fernsten Zukunft hinausgehende Ausdehnungsmöglichkeit gewahrt.

Betreteten wir das Museum, so gewahren wir zunächst im Vorraum einige getönte Gipsabgüsse kunstgeschichtlich wichtiger Skulpturen des Kairener Museums. Zur Rechten liegt ein großes Verwaltungszimmer sowie ein Vortragsraum, linker Hand gelangen wir in einen Saal, der prächtige Proben ägyptischer Skulpturen enthält. Erwähnen möchte ich einen trefflichen lebensgroßen Porträtkopf eines Königs aus dem Ende des neuen Reiches (um 1200 v. Chr.), ferner zwei große Reliefs aus Tempeln der Ptolemäerzeit, das eine mit frisch erhaltener, bunter Bemalung. Der kürzlich erworbene schöne Granitfarg eines thebanischen Priesters des neuen Reiches wird die Mitte des Saales einnehmen. Der zweite Saal enthält eine einzigartige Sammlung von Denksteinen, die von Privatleuten des neuen Reiches zwei Statuen des Königs Ramses dem Zweiten (um 1300 v. Chr.) geweiht sind; besonders merkwürdig ist ein Relief, das den König zeigt, wie er unter die Scharen seiner Getreuen Geschenke mannigfacher Art: Halsketten, Armbänder, aber auch Vratenstücke wirft.

Von den fünf Sälen des Obergeschosses enthalten drei ägyptische Altertümer, während die beiden übrigen der griechischen Kleinkunst gewidmet sind.

Der größte Raum beherbergt außer einer trefflichen Sammlung ägyptischer Altertümer vor- und frühgeschichtlicher Zeiten (etwa 4000 bis 3300 v. Chr.) die Ergebnisse der oben erwähnten Grabungen auf dem Pyramidenfriedhof bei Gise, während in dem anschließenden Raum Grabbeigaben verschiedener Zeit Unterkunft gefunden haben. Erwähnung verdient

die hübsche Sammlung von Modellen aus Gräbern des mittleren Reiches (um 1900 v. Chr.): Segel- und Ruderboote, Getreidespeicher, Schlachthöfe usw. Ein Unikum, das in diesem Saal aufgestellt ist, erregte am Eröffnungstage das besondere Interesse der anwesenden Fachgenossen: eine Maske aus gebranntem Ton, die bei der Darstellung des Osirismythus von dem Priester getragen wurde, der den schakalköpfigen Gott Anubis zu verkörpern hatte. Der letzte ägyptische Saal enthält die schon erwähnte prächtige Sammlung ägyptischer Götterbronzen sowie eines der Hauptstücke des Museums: einen lebensgroßen Bronzekopf von der Statue eines Königs des neuen Reiches.

Nicht minder wertvoll ist die Sammlung griechisch-römischer Altertümer. Ein kleiner intimer Raum enthält eine wundervolle Kollektion antiker Gläser, zwei gute römische Büsten, eine Statuette der Göttin Bubastis in griechischer Gewandung sowie einen schönen idealisierten Porträtkopf von einem griechisch-phönizischen Marmorsarkophag.

Am bedeutsamsten sind die Schätze, welche das letzte Zimmer birbt. Auch den Laien werden die prächtigen griechischen Vasen und die reizenden Tanagrafigürchen entzücken. Unendlich wertvoller ist aber eine kleine geschlossene Sammlung, an der gewiß die Mehrzahl der Besucher achlos vorbeigehen wird, ich meine den oben erwähnten Fund von antiken Abformungen hellenistischer Silbergefäße. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Schatzes kann nicht hoch genug angeschlagen werden: mit Recht ist am Eröffnungstage mehrfach hervorgehoben, daß dieser Besitz geeignet ist, die Hildesheimer den an das Berliner Antiquarium verlorenen Silberfund verschmerzen zu lassen.

Einzigartig ist, wie schon bemerkt, die Aufstellung dieser Sammlung. Glasschränke mit schmalen Einfassungen aus gebräunter Bronze, Postamente aus den edelsten Hölzern, Bespannungen aus Seide und Leinen in schön abgestimmten Farben geben den Räumen einen schlicht vornehmen Charakter; ich glaube, keiner der bei der Eröffnungsfeier anwesenden auswärtigen Museumsbeamten hat diese prächtige Schöpfung eines opferfreudigen Mäzens, eines geschickten Museumsleiters und einer feinsinnigen Kunstgewerblerin ohne das Gefühl

des Reides verlassen. Daß schließlich Arbeiten, wie die prächtigen Vitrinen des neuen Museums, fast ausschließlich durch einheimische Handwerker einer Provinzstadt wie Hildesheim bewältigt werden konnten, ist eine Leistung, auf die alle Beteiligten stolz sein dürfen.

G. Möller-Freienwalde a. O.

Königsberger Kunstakademie — Univer-
sitätszeichnerlehrer. Zu Königsberg i. Pr. soll auf die Anregung des Akademiedirektors Prof. Dr. h. c. Ludwig Dettmann eine eigenartige Kunstakademie errichtet werden. Außerhalb der Stadt, in „romantischer“ Gegend, und in unmittelbarer Nähe einer der Stadt Königsberg eingemeindeten Villenkolonie soll sie angelegt werden, dergestalt, daß die nach modernen Grundrissen errichteten Gebäude Villen umgeben, die den Lehrern der Akademie als Wohnsitz dienen. — Also eine Künstlerkolonie, die von der Behörde eingerichtet wird. Es wird damit zum ersten Male offiziell für eine Kunstakademie eine gewisse Trennung von der Stadt vorgenommen werden, die bisher nur einzelne Künstler oder freie Künstlervereinigungen gewagt hatten. Ob diese verhältnismäßig starke Loslösung vom Getriebe des Alltages für die jungen, erst zu bildenden Künstler ohne nachteilige Folgen bleibt, muß die Zukunft lehren. Die Frage ist insofern nämlich noch nicht akut geworden, als sicher einige Jahre vergehen, ehe die Akademie und ihre Begleitgebäude stehen werden. Einem alten Königsberger drängt sich die Frage auf, ob die Sache überhaupt über Pläne hinauskommt? Wer nämlich die Entwicklungsgeschichte des seit etwa zwanzig Jahren schwebenden Museumsbaues, der von drei Ministern zugesichert sein soll, verfolgt hat, darf sich eine gewisse Berechtigung zusprechen, bei der Behandlung des Themas „Kunst“, sobald Ostpreußen in Betracht zu ziehen ist, recht, recht vorsichtig zu sein. Es ist eigentlich schwer zu verstehen, daß eine Provinz, die ohne Widerrede stärker zu kämpfen hat als irgendeine in der ganzen preußischen Monarchie derartig stiefmütterlich in Hinblick auf die künstlerische Erziehung behandelt wird. (Der Westen erhält den Osten, heißt es — die ostpreußischen Agrarier aber sagen: wir im Osten erhalten den Westen, denn wir

stellen das Hauptkontingent an Soldaten!) Es ist unseres Erachtens der Grund des Stillstandes auch dieser Angelegenheiten nicht nur in Berlin zu suchen, sondern in der ablehnenden Haltung, die die ostpreußischen „Junfer“ gegen alle Bildungsinstitute, die Universität einbegriffen, einnehmen. Eine allgemein sichtbare Wahrnehmung ist es, daß ein erheblicher Prozentsatz der Söhne der in die Städte abgewanderten niedrigen Landbevölkerung als Unteroffiziere oder Subalternbeamte aller Art, ja mittels Stipendien an Universitäten, technischen Hochschulen und Kunstakademien in sozial höhere Schichten hinauftreibt. Es geht also nicht nur der einzelne abgewanderte Landarbeiter, sondern oft die ganze Familie dem Landbezirke verloren. Stets wird im Herrenhause von den „Herren“ das ganze Gebiet „Allgemeine Bildungsanstalten“ kühl behandelt — sollte also in der Hochburg der Agrarier nicht diese auffallende Vernachlässigung Ostpreußens in der behandelten Frage auf — sagen wir — Gleichgültigkeit der eigentlich interessiert sein sollenden Kreise zurückzuführen sein?

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Notiz, daß an die Berliner Universität auf Drängen des Professor Wölfflin ein Lektor für Zeichenunterricht berufen werden soll. Wölfflin hat hier nur Wünsche ausgesprochen, die vor siebzehn Jahren schon Konrad Lange, der damals den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Königsberger Universität inne hatte, in einem Buche eingehend begründet hat. Der Universität Königsberg gebührt aber auch das Verdienst, unter lebhafter Anteilnahme von Professor Haendke, bereits vor mehreren Jahren wiederholt vom Kultusministerium die Errichtung eines Lektorats für Zeichenunterricht erbeten und sogar als erste aller preußischen Universitäten einen Zeichensaal mit geeigneten Tischen eingerichtet zu haben. Der Lektor wurde aber nicht bewilligt, und der Saal dient jetzt nur dem Projektionszeichnen der Mathematiker. So wird in Ostpreußen ehrlieh für die Kunst von den aufgeklärten Köpfen gekämpft, aber ohne daß von der „Reichszentralstelle“ in entsprechendem Maße Verständnis offenbart wird.

Regimontanus